

In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ •

Nr. 242.

Posen, den 20. Oktober 1928.

2. Jahrg.

Copyright by Carl Duncker, Berlin.

Zu neuen Ufern.

Ein Film- und Rundfunk-Zukunftsroman
von Felix Neumann.

11. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Dem Biblis diesen Brocken lassen, das wäre ein unverzeihlicher Fehler gewesen!

Draußen am Auto hatte der Geheimrat noch zu Reuth gesagt: „Es ist mir außerordentlich peinlich, daß durch dieses traurige Vorkommnis unsere geschäftlichen Abmachungen verzögert worden sind.“

Aber Sie werden begreifen, daß ich augenblicklich — — —

Und man hatte sich geeinigt, daß morgen nachmittag, die Herren zusammenkommen wollten!

Als nun von Huhn vorsichtig zu sondieren anfang und darlegte, daß er durchaus bereit sei, die Sache zu machen, wick der Ingenieur aus unter Betonung, daß Biblis bis morgen noch die erste Hand habe.

Da traten Gregorius und der Bankier aus ihrer Reserve heraus und legten unverblümt die Lage dar.

Von einer weiteren Geheimhaltung der Erfindung könne keine Rede sein.

Huhn schloß: „Noch in dieser Nacht wird ein ausführlicher Artikel unseres lieben Dr. Gregorius gesetzt und gedruckt! Wie eine Bombe schlägt die Nachricht ein, davon können Sie überzeugt sein.“

Und der „Bühnenruß“? — Lieber Herr, ich bin froh, daß ich an dem Unternehmen nicht beteiligt bin! Da wird man an der Börse Augen machen, was sich da alles ereignet! Sie können doch unmöglich mit einer so kranken Sache zusammengehen! Nein — —! Die Leute, die Ihre Erfindung finanzieren, müssen unabhängig dastehen! Das sehen Sie doch wohl ein, wenn Ihnen das Geschäftliche auch nicht liegt! Hören wir, was Fräulein Ruhland dazu sagt!“

Und Reuth erklärte sich schließlich bereit, zum mindesten die Verhandlungen mit Biblis und Heinersdorf noch hinauszuziehen, bis ihm das Angebot Huhns und seiner Geldgeber vorläge, denn der Bankier übersah sofort, daß es sich hier um ein so großes Objekt handelte, daß Millionen in Frage kamen.

VII.

Am folgenden Tage sprach man in fünf Weltteilen von der fabelhaften Erfindung, die ein bis dahin völlig unbekannter Ingenieur namens Ernst Reuth machte!

Die ideale Verbindung von Wort- und Bildübertragung — von vielen gesucht, aber nicht gefunden — war geschaffen! — Man hatte nun die Möglichkeit in Händen, jede künstlerische Veranstaltung unabhängig vom Zuschauerraum Millionen Menschen zu übermitteln.

Aber auch für die Wissenschaft und Schule eröffneten sich ganz neue Wege.

Das „Allgemeine Tageblatt“ hatte noch in der Nacht die Meldung überall hingefunkt und sich die Sache etwas kosten lassen.

Dr. Gregorius veröffentlichte eine hochinteressante Abhandlung, in der er den denkwürdigen Augenblick

schilderte, wo es ihm im kleinen Kreise vergönnt war, der Uebertragung der Oper „Sonnenwendnacht“ beizuwohnen.

Natürlich stizzierte er auch Reuth und Fräulein Ruhland in ihrem gemeinsamen Wirken so trefflich, daß diese beiden schlichten Menschen, plötzlich herausgehoben aus der Menge, zu Berühmtheiten wurden, mit deren vergangenem und künftigem Lebensweg sich die Oeffentlichkeit beschäftigte.

So war es nun endgültig aus mit der stillen Zurückgezogenheit in Zehendorf. Stoßweise liefen Briefe und Telegramme ein, Unternehmer boten um Besprechungen, Finanzleute boten Geld an, die Presse stürmte die Wohnungen Reuths und Giselas, und obwohl man wußte, daß der Ingenieur und Fräulein Ruhland verlobt waren, fehlte es nicht an Heiratsanträgen überspannter männlicher und weiblicher Persönlichkeiten, die glaubten, bei dieser Gelegenheit ein „Geschäft“ machen zu können.

Biblis saß am Morgen dieses bewegten Tages wie immer in seinem Bureau!

Schwere Stunden lagen hinter ihm. Als er am Abend mit Heinersdorf in der „Vollsooper“ eintraf, war man gerade im Begriff, die unterbrochene Vorstellung fortzusetzen.

So blieb dem Intendanten nichts weiter, als dem Oberregisseur für das schnelle und tatkräftige Eingreifen Dank abzustatten und abzuwarten, wie sich die Murnau mit der Rolle abfinden werde.

Der Geheimrat begab sich sofort in die Garderobe, wo Jutta mit geschlossenen Augen apathisch auf dem Ruhebett lag.

Der reich ausgestattete Raum war erfüllt vom scharfen Duft der Arzneien und Essenzen, die man angewendete, um die Künstlerin aus der Ohnmacht zu erwecken.

In der Ecke saß auf dem Stuhl die Jose, eine treue, der Sängerin völlig ergebene Person, die schon lange den nicht leichten Dienst versah, und wischte sich die Augen.

Der Theaterarzt kam dem Geheimrat auf den Fußspitzen entgegen und legte den Finger auf den Mund: „Keine Sorge! Nichts Lebensgefährliches, aber absolute Ruhe und das Vermeiden jeder Aufregung ist notwendig — —“

Biblis flüsterte: „Nervenkrisis?“

Worauf der Doktor nickte.

„Ich habe das Gefühl, daß der Vorstellung irgend etwas vorangegangen sein muß, was zu diesem Zusammenbruch führte! Ein großer Neger, eine starke Erregung — —“

Der Geheimrat ließ sich am Ruhebett nieder und ergriff Juttas Hand.

Wie sehr er sie liebte, merkte er gerade in diesem Augenblick.

Vielleicht hatte er selbst die meiste Schuld an dieser traurigen Sache.

Warum beherrschte er sich nicht mehr, warum trug er dem kapriziösen Sinn einer großen Künstlerin nicht mehr Rechnung? — Warum?

Da schlug Fräulein Bermehren, die bisher regungslos lag, die Augen auf. Ihr Blick streifte Biblis, aber es war nicht zu sehen, ob sie ihn erkannte. Dann schloß sie sie wieder mit einem leisen Seufzer.

Zwei Stunden später war es dann möglich, Jutta in ihr Heim zu überführen.

Und in der kurzen Zeit, die dem Geheimrat noch Frist zum Ruhen blieb, fand er keinen Schlaf.

Nun saß er wieder hier in seinem Arbeitszimmer, sollte sich losreißen von allem Nichtgeschäftlichen, um seine Dispositionen zu treffen, von denen so viel abhing.

Es war ja so töricht, sich selbst immer wieder anzuklagen!

Ehe er in den Frühstunden die Villa in Mahlow verließ, hatte er sich die Jose Fräulein Mathe vorgenommen und ausgefragt, ob sie nicht wisse, was zu dieser Katastrophe auf der Bühne führte.

Die blickte mit den grauen Augen vor sich nieder und bewegte nur leicht die Schultern.

„Die Aussprache am Nachmittag — Herr Geheimrat — die war — wohl mit daran schuld —.“

Biblis preßte die Lippen zusammen.

„Das allein kann es doch nicht gewesen sein — —!“

Agathe schwieg.

Oh — eher biß sie sich die Zunge ab, als den Auftritt in der Intendantenloge zu verraten, den ihr Jutta anvertraute, als sie verstört und aufgeregte die Garderobe betrat, wo die Getreue sie erwartete.

Es war eben eines zum anderen gekommen! —

Biblis wurde aus seinem Grübeln durch Corbach aufgeschreckt, der sich angesagt hatte.

Der Makler wollte zur Börse und hat um Instruktionen!

Es war ein Pech sondergleichen, daß es nicht glückte, gestern abend den Vertrag mit dem Ingenieur fertigzustellen.

Wie hätte man dann heute dagestanden! Der Bankkonzern als Besitzer des Bühnentrusts auch Käufer des „Heimtheaters“!

Eine große, eine zielbewußte Sache, die überall Aufsehen gemacht hätte!

Aber so? Um vier Uhr nachmittags sollten die Verhandlungen beginnen und Biblis hatte alle die Leute geladen, die sich an dem Werk beteiligen konnten.

Der Makler sah düster in die Zukunft.

„Wir haben den rechten Augenblick verpaßt, Herr Geheimrat! Da dürfen wir uns nichts vormachen! Ich glaube ja nicht, daß die heutigen Kurse schon beeinflusst werden, aber — morgen! Bis dahin müssen wir den Vertrag vollzogen haben!“

Biblis nickte nervös.

„Lassen Sie durch unsere Leute an der Börse verbreiten, daß wir die erste Hand auf das Patent haben, daß bereits die notwendigen Gelder gezeichnet wurden, um die Erfindung zu finanzieren, kurz, daß der Bühnentrust nicht geschlafen hat — —.“

Corbach zuckte die Achseln.

„Was geschehen kann, geschieht! Aber man darf nicht vergessen, daß mit dem armen unbekanntem Ingenieur von gestern leichter zu verhandeln war als mit dem berühmten Erfinder von heute! — Um acht Uhr soll in Zehlendorf vor einem Duzend Vertretern größter Blätter die „Sonnenwendnacht“ übertragen werden! Wenn der Reuth nicht ein so vernünftiger Mann wäre, würde er in wenigen Tagen über Schnappen! Aber trotzdem — wir werden einen schweren Stand mit ihm und der Ruhland haben!“

Der Makler schlug sich aufs Knie.

„Wissen Sie, Herr Geheimrat, daß schon ein halbes Duzend Geldgeber den Ingenieur umschwärmen und Riesensummen bieten? Na — das kann heut ein lustiger Tag an der Börse werden!“

Die Börse!

Wie würde die auf die Sensationsnachrichten hin reagieren?

Sagt doch ein Gerücht das andere.

Auch Amerika solle sich für die Erfindung interessieren und als Käufer auftreten.

Als der „Norddeutsche Bankkonzern“ den Bühnen-

trust schuf, wußte die Finanzwelt, daß das Unternehmen zwar gewagt sei, aber doch gute Aussichten bot, wenn die geeigneten Männer die Sache in die Hand nahmen.

Und Biblis und Heinersdorf waren Leute, deren Name etwas bedeutete.

Wenn das „Heimtheater“ in den Besitz einer anderen Finanzgruppe überging, dann entstand dem Bühnentrust eine gefährliche Konkurrenz, und ein Sinken des Kurses der Anteilscheine war die unausbleibliche Folge.

Das mußte unbedingt vermieden werden, daher auch die Eile, mit der Biblis den Ankauf der Erfindung betrieb.

Man lebte nun einmal im Zeitalter der Monopole! Den notleidenden Bühnen war nur zu helfen, indem man die Millionen zusammenballte, und auch für die Kunst einen machtvollen Zusammenschluß suchte.

Sollte diese kluge Spekulation nun in die Brüche gehen, weil ein kleiner Ingenieur sich erkühnte, die Kunstwelt auf den Kopf stellen?

Biblis blickte den Makler besorgt an.

„Wir müssen alle Minen springen lassen! Schließen wir heute mit Reuth ab, stehen wir morgen groß da.“

„Wenn Herr Geheimrat — —.“

„Zweifeln Sie daran — —.“

Corbach verzog den Mund.

„Die Finanzgeier sammeln sich in Scharen! Warten wir ab!“

Und es wurde ein bewegter Börsentag!

Die tollsten Nachrichten über Reuths Werk gingen um.

Wenn man aber mit spöttischer oder ängstlicher Miene fragte: „Was sagt der „Norddeutsche“ dazu,“ dann waren Leute da, die mit dem Auge zwinkerten und meinten: „Ist alles schon in Ordnung! Sogar läßt sich doch der Biblis nicht entgehen! Die Amerikaner? Husten werden wir ihnen was. Wir haben genug Geld im Lande, da brauchen wir kein fremdes Kapital —.“

Und diese geschickt von Corbach inszenierte Propaganda hatte den Erfolg, daß die Aktien des „Norddeutschen Bankkonzerns“, die am Vortage 211 notierten, nur bis 208 nachgaben.

Die Mittagsblätter brachten neue spaltenlange Artikel über die Heimtheater, die an der Börse verschlungen wurden.

So wenig sich die Lage übersehen ließ, das eine stand fest, daß die Ausnutzung der Erfindung der beteiligten Industrie Millionen = Aufträge einbringen mußte.

Biblis atmete erleichtert auf, als man ihm gegen zwei Uhr meldete, daß trotz Schwankungen und lebhafter Tendenz keine panikartige Abschwächung eingetreten sei.

Da er fernerhin die Nachricht erhielt, Jutta habe sich so erholt, daß sie über mittag eine Ausfahrt machte, so überwand er die schweren Besorgnissen mannigfaltiger Art, die ihn quälten und fand seine alte Sicherheit wieder.

Nachmittags gegen vier Uhr versammelten sich im „Kleinen Konferenzsaal“ des „Norddeutschen Bankkonzerns“ die Herren, die Biblis nach sorgfältiger Wahl zu der wichtigen Sitzung gebeten hatte.

Lauter Männer, die dem Unternehmen eng verbunden waren und auch bei der Gründung des „Bühnentrust“ hinter dem Geheimrat standen.

Es lag von vornherein die Absicht vor, fremde Kapitalien auszuschalten. So war es auch der Wunsch Heinersdorfs gewesen.

Außer Biblis und dem Intendanten fanden sich noch sechs Finanzleute ein, die gemeinsam sehr wohl in der Lage waren, das Projekt in großzügiger Form durchzuführen.

Draußen war es unfreundlich und regnerisch.

Christoph hatte die Vorhänge in dem dunklen, schwer getäfelten Raum zugezogen und die Krone angezündet.

So schuf dieser Abschluß gegen draußen eine Atmosphäre der Behaglichkeit und Wärme.

(Fortsetzung folgt.)

Die Lorelei-Sage.

Von Abefe Brülle-Schnellenbach.

Wo der Rhein seine größte Tiefe hat, ruht der Fuß der Lorelei, des Felsens, der sich zu stolzer Höhe bei St. Goarshausen erhebt. Allen denjenigen, die hier vorbeifahren, prägt sich der unvergleichliche Anblick dieses majestätischen Berges, dessen Umgebung den Eindruck des Schaurig-Geheimnisvollen macht, wohl unversehentlich ein. „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, daß ich so traurig bin, Ein Märchen aus alten Zeiten, das kommt mir nicht aus dem Sinn.“ Dieses volkstümliche Lied von Heine, wer kennt es wohl nicht? Es ist ein Volkslied geworden und birgt die Schuld in sich, daß der Name „Lorelei“, durchaus falsch aufgefaßt wird.

Nach Heines Lied heißt sie Jungfrau „Lorelei“, die schöne Zauberin, und nach dieser Auffassung steht der Name Lorelei unter manchen Abbildungen, u. a. nenne ich die schöne Statuette des Bildhauers Cauer von Kreuznach. Und doch begehnen alle die den Namen in diesem Sinne unter den Felsen setzen, einen Irrtum. Das Volk am oberen Rheintal nennt nur den Berg Lorelei, nicht die Zauberjungfrau, und es betont sogar die letzte Silbe besonders stark, so daß der Name Lorelei so sagt, was er sagen will: Lei der Lore. Und wie in dem Volksmunde, so heißt auch in den ältesten Sagensammlungen die lodende Zauberin „Lore“. Was aber soll dann dieses „Lei“ vor oder hinter dem Namen „Lore“?

Am Oberrhein heißt jeder Schieferstein Lei, und der Schiffer nennt hier alle aus dem Wasser hervortretenden Felsen ihres Gesteins wegen nicht Klippen, sondern Leien. Alles, was diesem Gestein entnommen wird, entlehnt oder verbindet seinen Namen dem Worte Lei. So heißen alle Dachziegel Leien, das Dach ist ein Leiendach, die Bergleute heißen Leienbrecher. Statt Dachdecker jagt das Volk am Oberrhein Leiendecker, und die Tafeln der Kinder heißen nicht Schiefertafeln, sondern nur Leien. So wäre also eigentlich Lei, d. h. Stein der Lore, die richtige Auffassung und „Lei der Lore“ die allein richtige Schreibweise und Lei wäre sprachlich weiblich, also die Lei.

Die früheren Zeiten erzählen von vielfachem Unglück, das an dieser tiefsten Rheinstelle geschah, und alsbald bemächtigte sich die Sage alles dessen, was sich hier an Leid und Weh zutrug. Zuerst erzählte man von einem Geist, der in dem Felsen hauste, dem Schiffer Unheil bringe, seinen Kahn zerfelle und seinen Wehruf siebenmal mit Hohn wiederhole. Sodann kamen die Dichter hervor und machten aus dem Geist eine berückende heidnische Jungfrau. Sie erzählten, daß der holdseligste Sang, den eine wunderschöne Jungfrau singe, weithin über den Rhein erklinge, so daß sie das Venken des Rahnes vergäßen und hier am Fuße der Lei zerfelle: „Die schönste Jungfrau sisset dort oben wunderbar, Ihr goldnes Geschmeide glizet, sie kämmt ihr goldenes Haar.“ Das Volk, das durch diese Zauberin viel Leid erduldet, rief den Bischof von Mainz um Hilfe an, daß er die Jungfrau in Acht und Bann erkläre, aber auch er erlag ihren Reizen und wurde ihr Opfer. Die vielen Opfer und namentlich das letzte verlorne Raube. Und Raube wurde nun dadurch, daß Lore fesselt der Liebe des schönsten Jünglings, der je an ihrem Felsen vorbeifahren war, erlag. Als sie ihren Geliebten eines Abends auf hohem Felsen erwartete und die Dämmerung ihre Schleiter über den Felsen gebreitet hatte, sang sie ihre Zauberweisen schöner denn je. Der Jüngling fuhr von Wesel aus zur Lei der Lore hin, lauschte . . . lauschte immer wieder dem berückenden, lodenden Sang und dem sinnverwirrenden Saitenspiel. Er sah empor, vergaß den Kahn zu steuern, stieß an den Felsen an, und sein Kahn schlug um. Ein einziger Schrei, und dann schlichen sich die Wellen über dem in die Tiefe gestürzten Jüngling. Lore aber hat diesen gellenden Schrei gehört, die Stimme erkannt. Sie beugte sich, angstvoll um den Geliebten bangend, vor, schaute hinunter, und stürzte von Felsen zu Felsen in die Tiefe zu ihrem Geliebten, zu ihren vielen Opfern. Aber der Raube war noch nicht vollauf Gemüthe geschehen. Die Raube bannte den Geist der Lore in den Felsen, und jeden Ruf an diesen muß der nun irre Geist der Lore wiederholen, bis an der Erinnerung all des Schrecklichen, was sie vernachlässigt, die Stimme der Lore sterben wird.

Den tiefpoetischen Schluß dieser ursprünglichen Schiffergeschichte hat Heine nicht benutzt und den Stoff in seiner eigenen Weise behandelt. Ebensovienig wie Heine ist Clemens Brentano der Urheber dieser Sage, wie oft behauptet wird. Als Brentano seine Ballade dichtete, lebte die Sage schon lange im Volke, namentlich bei den Fischern und Schiffen.

Nun von der Sage zur Wirklichkeit. Zwischen den Felsen von St. Goarshausen ist das Wasser still und ruhig. Die Schiffer sprechen von einem solchen Wasser als von einem „Waag“. Es ist auch kühl hier, da die Sonne diese Stelle nicht lange bescheint, und der Salm, der König der Fische, verweilt, wenn er rheinaufwärts zieht, gern hier. Deshalb bauten die Salmfischer schon um das 6. Jahrhundert hieselbst ihre Hütten. Als sich die Salmfischerei mehrte, erklärten die Kaiser sie als ihr Recht, das ihnen gehöre, und befehlen damit ihre Vasallen und Freunde, die das Fischen dann verpachteten. Kaiser Sigismund gab 1418 noch ein solches Verbot ab. Zu dieser Zeit fing man hier 8000 Pfund Salm. Das war eine große Menge. Heute ist diese Zahl sehr vermindert, was wohl seine Ursache darin hat, daß die Fischer bei Emmerich und Wesel ihre Netze durch die ganze Breite des Rheins stellen. So fangen sie eine ganze Menge der Fische schon dort. Jetzt verpachtet die Regierung die Salmfischerei auf einen begrenzten Zeit-

raum. Die Pachtsummen sind bedeutend, mithin muß der Franz auch lohnend sein. In diesem vorhin erwähnten „Waag“ hält sich auch sonst jede Art von Fischen gern auf.

Lange, lange Jahre hauste gegenüber der Lorelei ein alter Invalide in einem kleinen Felsenhüttlein. Seinem Flügelhorn entlockte er langgezogene, wehmütige Töne, die jenseits ihr Echo fanden. Danach schloß er mit einem Arabiner, daß es einen donnernden Widerhall gab. Von der Dampfschiffahrtsgesellschaft erhielt er dafür beiderseits Lohn. Und mancher Wanderer, der das weithin gerühmte Echo hören wollte, zahlte dafür besonders. So lebte der Invalide ganz gut dabei und nannte das kleine Besitztum seine Domäne.

Obwohl hier von einem ganz bestimmten Invaliden berichtet wird, erzählt man schon vom Jahre 1665, daß an dieser Stelle durch Tronmeln und Schießen ein Echo hervorgerufen wurde.

Höchst gefährlich ist bei der Lorelei die Flußenge, zumal wenn sich hier das Eis festsetzt. Es bäumt sich dann hoch auf, das Wasser steigt höher und höher und ruft oft große Not der Uferbewohner hervor. Es ist vorgekommen, daß die Eismassen an der Lorelei mit Kanonenkugeln gesprengt werden mußten.

Und nun Klinge weiter, du Sang von der Lorelei, den besonders die Rheinländer so gern singen, wenn sie trüblich sind, du Sang von dem Märchen aus alten Zeiten.

Neues aus aller Welt.

a) Die wohlorganisierten Bettler.

Von Bettlerorganisationen haben wir ab und zu einmal gehört, ohne es doch recht zu glauben. Die berühmten Bettlerzinken werden in den Großstädten kaum beachtet, während sie in der Tat auf dem Lande noch häufig zur Anwendung kommen. Es sind dies die Zeichen, die die Bettler anwenden, um nachkommende Kollegen über die Ausichten des Bettelns und über die am besten anzuwendende Methode zu unterrichten. Solche Bettlerzinken sind aber keineswegs der Beweis einer bestehenden festen Organisation, sondern einfach aus einer gewissen natürlichen Solidarität heraus zu erklären. Anders steht es dagegen zum Beispiel in Japan. Dort gibt es reguläre Bettler-Organisationen, die sich durch ihre Disziplin und straffe Beobachtung ihrer Mitglieder auszeichnen. Sie sind förmlich gewerkschaftlich organisiert, eine Latzschürze, die auf die große Zahl an Arbeitslosen zurückzuführen ist, für die die notwendigen sozialen Einrichtungen noch nicht geschaffen sind. Das Betteln gilt hier gewissermaßen als ein Erbschaft für die Arbeitsunterstützung, es muß deshalb sorgsam auf alle verteilt werden. Die Stadt Tokio ist z. B. in 6 Bettelbezirke eingeteilt und jedem dieser Bezirke werden eine Anzahl von Bettlergruppen zugewiesen. Neuerdings hat nun diese Bettlergewerkschaft beschlossen, daß künftig nur noch drei Stunden getbettelt werden darf. Diese Beschränkung der „Arbeitszeit“ nahm man nicht aus Gründen der Ueberanstrengung der Gewerkschaftsmitglieder vor, sondern weil die Zahl der Arbeitslosen und sich somit die Zahl der Bettler so stark vermehrt hatte, daß die Konkurrenz zu groß geworden war. Die Gewerkschaft der Bettler dekretierte also die Beschränkung des Bettelns für jeden ihrer Mitglieder auf drei Stunden und betonte dabei zugleich, daß dies ausreichend sei, um sich durch das Betteln den notwendigen Lebensunterhalt zu verdienen.

b) Der Sternennorden sagt.

Währlich versammelt sich der International Sternennorden, dessen Oberhaupt Krishna murti ist, in Dornen in Holland. Dort besitzt der Orden ein Schloß, das ihm von einem holländischen Mitglied geschenkt wurde. An jedem Abend versammeln sich die Teilnehmer um ein Lagerfeuer, an dem Krishna murti, „der Schönste aller Jnder“, wie er genannt wird, zu den Versammelten spricht. Er spricht auch in einem großen Vortragszelt und alle Medien werden in den Zeitschriften des Ordens veröffentlicht. In diesem Jahre hatten sich zu der Versammlung des Sternennordens etwa 3000 Menschen eingefunden. Auch diesmal wieder ging aus Krishna murtis Reden hervor, wie frei, stolz und glücklich er sich in dem Bewußtsein fühlt, den Menschen eine Botschaft bringen zu können. Zugleich aber legt er seinen Zuhörern ans Herz, daß sie ihm nichts schulden, daß sie sich um seine Autorität kümmern dürfen, auch um die seine nicht, sondern sich nur bemühen müssen, die Wahrheit zu suchen. Alle Vorurteile sollen sie abstreifen, nur dann werden sie den Quell der Wahrheit in sich finden. Auch in diesem Jahre wieder war der starke geistige Einfluß spürbar, den Krishna murti ausstrahlt.

c) Das schwierige Alphabet.

Der Präsident und Diktator der türkischen Republik, Kemal Pascha, der in einem Reformtempo das türkische Volk modernisieren will und mit derselben Energie gegen den türkischen Fez wie gegen den Schleier der Frauen aus hygienischen Gründen kämpft, hat nun auch die türkische Schrift abgeschafft. Er ist nicht mit Unrecht der Ansicht, daß diese schwierige Schrift, die die meisten Türken selbst nicht lesen können, stark das Aufblühen des Handels und der Wirtschaft behindert. Infolgedessen hat er ein Gesetz erlassen, wonach künftig nur noch die romanischen Buchstaben verwendet werden dürfen. Diese Verordnung stößt aber bei der Bevölkerung auf große Schwierigkeiten, anscheinend auf noch größere, als es

bei der Beseitigung von Schleiern und Fetz der Fall war. Das ist auch ganz begreiflich, wenn man bedenkt, daß es sich bei den Bekleidungsstücken schließlich nur um die Ablegung einer alten Gewohnheit handelte, während es sich hier darum handelt, in mühseliger Arbeit noch eine bisher völlig unbekannte Schrift lernen zu müssen. Es ist deshalb Kernal Pascha nichts anderes übrig geblieben, als sich persönlich in die einzelnen Provinzen zu begeben, um dort selber als Lehrer der Bevölkerung aufzutreten. Die türkischen Photographien zeigen ihn, wie er mitten auf der Straße und in den Dörfern auf einer großen schwarzen Tafel der Bevölkerung die Vorzüge des neuen Alphabets klar macht. Trotzdem werden wahrscheinlich viele Jahre vergehen, bevor das Projekt Kernal Paschas, die Einführung der romanischen Schrift, gelungen ist.

Das Lösegeld.

Ein junger Mann in der südserbischen Stadt Djakowice brauchte Geld. Gibt es einen jungen Mann, der kein Geld braucht? Dieser junge Mann aber brauchte es noch dringender als alle jungen Leute auf der Welt. Darum sann er Tag und Nacht, bis er auf eine glänzende Idee kam, wie er sich das Geld verschaffen könne. Nicht alle jungen Leute, die Geld brauchen, kommen auf die Idee des Stephan Kastroci. Es ist ein Glück. —

Kastroci schrieb also eines Tages einen Brief an seine Verwandten, er sei Briganten in die Hände gefallen und werde nur gegen ein Lösegeld von 20 000 Dinar freigelassen. Schreden bei den teuren Angehörigen des jungen Mannes. Man muß sich bei Beurteilung des ganzen Sachverhalts vorstellen, daß die Geschichte in Serbien spielt, wo Ueberfälle an der Tagesordnung sind. Die Verwandten bangten um das Leben des hoffnungsvollen jungen Mannes und schickten die 20 000 Dinar an die bezeichnete Stelle. In Deutschland hätte man natürlich einen Detektiv hingeschickt, aber die Geschichte spielt ja in Serbien.

Das Geld kam also prompt an und ein paar Tage danach auch der junge Mann bei seinen Verwandten. Was wußte er zu erzählen von Gefahren und Martirungen, die er hatte ausstehen müssen. Nun aber sei er ja glücklich wieder bei ihnen. Den Verwandten fiel dann allerdings auf, daß der arme, gute Stephan ein flottes Leben zu führen begann. Und schließlich erkannten sie, daß er der Brigant selber war. Da entlud sich der Zorn der getäuschten Verwandten über Stephan. Man nahm ihm das letzte Geld ab und übergab ihn dem Gericht. Nun bringt ihn kein Lösegeld frei.

Auswahl in Bärten.

Da die Mode das glattrasierte Gesicht vorschreibt, braucht man sich natürlich keine Haare für den Bart wachsen zu lassen. Für den Fall aber, daß Bärte wieder modern werden sollten, wollen wir in ein Register Einschau halten, das der Schriftsteller Philander Sittewald, der eigentlich Moscherosch hieß, einst über die Bärte des 17. Jahrhunderts aufgestellt hat. Da finden wir die verschiedensten Bärte, eine ganze Gala, die reichhaltigste Auswahl, die uns einer Sorge enthebt, die künftige Modeinspirationen jeden Augenblick uns auferlegen können.

Bitte für diesen Fall zu wählen: Zwidelbärte, Schneckenbärte, Doktorbärte, Wigbärte, Maikäferbärte, Schmalbärte, Zuderbärte, Türkenbärte, Spanischbärte, Sonntagsbärte, Osterbärte, Stuhbärte, Truhbärte, Fausbärte, Schnurrbärte, Backenbärte und Widelbärte.

Wie reich war doch das 17. Jahrhundert an den verschiedenartigsten Bärten! Soll man, von dieser Auswahl beraubt, wünschen, daß sie bereinst ihre Auferstehung feiern mögen?

Aus der Geschichte der Suppe.

Zu Anfang des 18. Jahrhunderts konnte man an vielen Gar-tüchen Norddeutschlands die Auffchrift lesen: „Hier wird gesuppt!“ Der hungernden Menschheit wurde kundgetan, daß der Dreiklang „Suppe, Gemüse, Fleisch“, „hier“ kein leerer Wahn sein soll. Die neuere Zeit wollte der Suppe das Verdienst, ein nahrhafter Bestandteil des Essens zu sein, nicht zuerkennen. Dazu hatte besonders Schweningen, der berühmte Leibarzt des noch berühmteren Bismarck, beigetragen, wenn er seinen Patienten die Suppe verbot. Aber ob man es nun mit dem konsequenten Suppentaspar hält oder mit dessen temperamentvoller Mutter, die Suppe ist von dem täglichen Menü noch immer nicht verschwunden.

Die erste Suppenköchin ist wohl die schöne Griechin Aspasia, die Freundin des Perikles und Praxiteles gewesen, die es vor-trefflich verstanden haben soll, aus Hühner- und Lammfleisch herrliche Kraftbrühen zu brauen. Die schwarzen Suppen der Spartaner, die aus der Geschichte bekannt sind, dürften wohl weniger nach heutigem Geschmack gewesen sein.

Die Kirchengeschichte erzählt uns, daß schon im 14. Jahr-hundert in den Klöstern zu tüchtig gesuppt wurde, daß ein Kongül den frommen Brüdern verbot, an Wochentagen mehr als eine Suppe zu essen; es war nämlich ein frommer Brauch geworden, an jedem Tage zu Ehren der heiligen Dreieinigkeit drei Suppen auftragen zu lassen. Ein kirchlicher Geschichtsschreiber jener Zeit erzählt, daß schon die alten Römer die Fleischbrühe kannten; da ihnen aber der Gebrauch der Löffel unbekannt war, mußte man wohl daran zweifeln. Die Theologen und Klosterbewohner des Mittelalters scheinen überhaupt große Suppenliebhaber gewesen

zu sein, auch der geizige Metastachon war es. In einem „Compa-mentierbüchlein“ des 15. Jahrhunderts findet sich folgende drallige Vorschrift: „Die Suppe trink nicht vom Teller, sondern is' sie mit dem Löffel, und nicht laut wie ein Kalb schlürfe, sondern leise wie eine Jungfrau.“ — Friedrich der Große aß gern eine aus den stärksten und hitzigsten Zutaten bereicherte Suppe, die noch mit Muskatblüten und Ingwer gewürzt wurde. Auch Kaiser Wil-helm I. war ein großer Suppenfreund. Seine Kraftbrühe mußte genau nach dem Rezept des Leibarztes Dr. Lauer bereitet werden: zu jeder Suppe zwei Pfund Rindfleisch, vier Tauben und zwei Hühner. Vielleicht hatte der alte Herr seine Müstigkeit bis ins hohe Alter dieser Suppe zu verdanken.

Mit dem 15. Jahrhundert fand die Suppe Eingang in die Haushaltungen der meisten zivilisierten Länder. Der Franzose bekam seine Potage und der Italiener seine Minestra. In der Türkei nannte man sogar den Inhaber hoher militärischer Würden sowie den Janitscharen-Obersten „Tscherbatschi“, d. h. „Suppen-verteiler“, weil die Verteilung der Suppe von der Sultansstafel eine seiner wichtigsten Obliegenheiten war. In Deutschland gab es im Mittelalter die Würde des Truchseß. Der Ägypter tat sich gütlich an seiner Surpa, einer aus Schafffleisch und Zimt ge-brauten Brühe, und eines der größten Tore in Kairo nannte er das Suppentor. Die Spanier sowie die anderen romanischen Völker bevorzugten die Reissuppe, und nur in England scheinen die Suppengerichte noch nicht recht Eingang gefunden zu haben.

Auch die Literatur ist an der Suppe nicht achtlos vorüber-gegangen. Eine Braut muß Suppe kochen können, damit sie später „zu einem Löffel Suppe“ einladen kann, ohne daß sie aber jeman-der „eine böse Suppe einbroden“ darf. Die Poesie weiß mancher-lei Suppenverse auf, sowohl aus alter als auch aus neuer Zeit:

„Sieben Geschäfte die Suppe erfüllt,
Den Hunger nimmt sie, den Durst sie stillt,
Füllt den Magen und reinigt den Zahn,
Macht schlafen und daß man verdauen kann
Und färbt mit Gesundheit die Wangen an“

lautet die deutsche Uebersetzung eines italienischen Lobliedes auf die Minestra. Ahland hat das Meßel-Suppenlied gedichtet, und Seine singt:

„Ich wollte, meine Lieder,
Das wären Erbsen Mein.
Ich kocht 'ne Erbsensuppe,
Die sollte köstlich sein.“

Auch Scheffel, der lustige Landfahrer, singt bei seiner Fahrt zum heiligen Veit vom Staffelsein:

„Dem Rauchwölllein ob dem Kamin
Sei lustig zugejodelt;
Es kündet: in der Küche drin
Die Mittagssuppe brodet.“

Abraham a Santa Clara, der berühmte und witzige mittel-älterliche Kanzelredner, hat die Suppe zu folgendem witzigen Ver-gleich herangezogen: „Eine rechte Jungfrau soll sein wie eine Spital-suppe, die hat nicht viel Augen — also soll sie auch wenig umgaffen.“

Wenn die Suppe auch manche Widersacher hat — Professor Niedermeyer erklärte die Suppenerei als eine gesundheits-widrige Täuschung des Magens —, so wird sie doch sobald nicht von der deutschen Mittagstafel verschwinden und es wird wohl noch lange „gesuppt“ werden. A. Struak.

Aus aller Welt.

Die Zunge als Reibeisen. Bei vielen Tieren dient bekanntlich die Zunge als Instrument zum Reinigen des Körpers. So sind vor allem die Raben sehr geschickte Zungenputzer, da ihre Zunge so rauh ist, daß sie gleichsam einen Striegel bildet, ferner die Giraffen, die es glänzend verstehen, ihren ganzen Körper mit der Zunge zu belecken. Eine Besonderheit findet man in dieser Hinsicht jedoch bei den Schnecken. Ihre Zunge ist nämlich mit winzigen Zähnen bedeckt, so daß sie einem Reibeisen gleicht, und mit dieser „Reibeplatte“, wie man sie in der Wissenschaft bezeichnet, kratzt nun die Schnecke, soweit sie reicht, ihr Haus ab, wenn es schmutzig ist.

Rom Sturz in die Tiefe. Die allgemeine Theorie, daß bei Stürzen von großer Höhe aus der Stürzende im Laufe des Sturzes bewusstlos wird, scheint durch Versuche umgestoßen zu werden, die von den amerikanischen Luftstreitkräften unternommen wurden. Es soll dabei festgestellt worden sein, daß ein Mensch, gleichgültig aus welcher Höhe er herunterfällt, das Bewußtsein beibehält und die Absturzgeschwindigkeit von 118 Metern in der Stunde nicht überschreitet.

Fröhliche Ecke.

Untrüglicher Beweis. „Aber sage mal, woher weißt du, daß er dich liebt, wenn er es dir niemals gesagt hat?“ — „Ich habe es an der Art und Weise erkannt, wie er mich anblickt, wenn ich ihn nicht ansehe.“

Die Verliebte. Wie? Herr Schulze schickt mir eine Ansichtskarte? Soll das vielleicht eine Absichtskarte sein?

Sachsprache. „Von Ihrem Chef, dem Bankier Tulpental, ist nicht viel übrig geblieben, nachdem er die Entsetzungsstür durch-gemacht hat.“ — „Nein, der Vrat hat ihn im Verhältnis von drei zu eins zusammengelegt.“